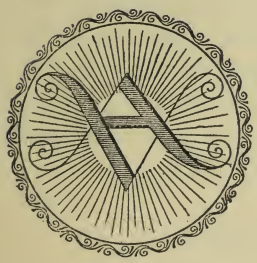
833G55
DJ17

Max Jaeger:

Das Christentum Goethes.

Max Jaeger:

Das Christentum Goethes



Verlag Aurora, Friedewald-Dresden 1916

833G55
DJ17
German
25 S '23 G. Baker
German 27 Ap 23 Harvard

Vorwort.

Ein doppelter Zweck ist es, den dieses Buch verfolgt. Er will nicht nur das Christentum Goethes schildern aus Interesse an der Persönlichkeit, nein, es will auch den großen Mann darstellen um des Christentums willen. Goethe als einen Vermittler wahren, reinen Christentums, als ein Glied in der Kette jener Geistesheroen, die durch ihre ursprüngliche, echt christliche Denkweise und Lebensführung die Menschheit mit sich fortreißen, ihn als Meister und Vorbild für christliche Lebensgestaltung herauszuarbeiten, das ist letzten Endes die Absicht dieser Skizze. Denn so betrachtet kann dieser Große dem Geschlechte der Gegenwart auch heute noch helfen, den Quellen des Christentums wieder näher zu kommen, d. h. den Weg zu finden, der vom Religiösen führt zum Allgemein-Menschlichen. Daß in der christlichen Religion das Wort „Liebe" wieder zu seiner wahren, tiefen Bedeutung gelange, daß es zum höchsten Kulturgedanken werde, dazu mit beitragen helfen zu können, ist der Wunsch dieses Büchleins.

Im Januar 1916.

Der Verfasser.

520995

Goethe hat sich einmal selbst als den „großen Heiden“ bezeichnet, und diese Benennung, die der Dichter wohl scherzhaft gemeint hat, ist von manchem gierig aufgegriffen worden, und nicht wenige sind es, die Goethe tatsächlich als einen solchen hingestellt haben, und auch in unserer Zeit verleugnet noch der eine und andere das Christentum dieses Geistesheroen.

In vielen Fällen sind jedoch Beurteiler dieser Art beschränkte Menschen, die mit all ihrem Fühlen, Denken und Trachten in einem System stecken, über dessen Grenzen hinaus sie nicht mehr zu erkennen und zu beurteilen im Stande sind. Darum blicken soviele Menschen philisterhaft auf große Männer und ihre Denkungsarten, weil sie mit ihren manchmal kleinen Gedanken den Genius nicht zu erfassen vermögen, der weit, weit über alles Formelhafte und Hemmende hinauswächst und alle Formen und Gesetze mit dem erhabenen Glanze der strahlenden Freiheit überragt.

Auch Jesus ist ja von vielen seiner Zeitgenossen als der unkirchlichste und unreligiöseste Mensch bezeichnet worden, der je über Gottes Erde gegangen ist. Ebenso konnte auch ein Goethe, wenngleich er von dem Glanze des Jesus-Genie's bei weitem überleuchtet wird, nicht von allen verstanden werden.

Warum nicht? Weil er eben nicht genug haben konnte an einer Religion, die den Durchschnitts-

menschen zu befriedigen pflegt. Wohl genügte ihm das Christentum vollständig, nur nicht in der Form, in die die Kirche es hineingezwungen hatte und nicht auf der Stufe, auf der die Allgemeinheit durch dasselbe selig wurde und auch noch heute wird. —

Es soll nun nicht behauptet werden, daß Goethe kein Heide, wohl aber ein gläubiger Christ gewesen sei. Keineswegs. Er war wie wir alle, die strenggläubigsten Christen mit eingeschlossen, beides: Heide und Christ. Nur daß dieser Gegensatz, der bei den meisten Menschen zu einer Einheit zusammenzufließen und zu verschmelzen pflegt, bei ihm oft besonders kraß und gegensätzlich zum Ausdruck kommt.

Und dennoch ist Goethe ein großer Christ gewesen, der wert ist der Nachwelt ein Vorbild und ein Meister zugleich zu sein, den Weg zu finden, der zum Zentrum alles Seins, zum Mittelpunkte alles Geschehens führt, — zur ewigen Liebe, zu Gott.

Betrachten wir das Christentum unseres Dichters nach jenen drei großen Gesichtspunkten, die Paulus als die höchsten, reinsten und edelsten Ideale alles Christentums überhaupt hinstellt, wenn er sagt: „Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen!“ —

Legen wir uns nun zuerst einmal die Frage vor: Was versteht Goethe denn unter dem Worte „Glauben“?, so gibt uns dieses Wort Aufschluß:
„Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, hat auch Religion,
Wer jene beiden nicht besitzt, der habe Religion!“

Goethe versteht unter dem Worte „Glauben“ nicht den einseitigen Sinn, den dieses Wort im all-

gemeinen zu haben pflegt, sondern er legt ihm eine viel umfassendere Bedeutung, einen viel höheren und heiligeren Sinn bei. Er versteht unter „glauben“ die Betätigung aller geistigen Fähigkeiten.

Nicht Frömmigkeit allein verbindet mit dem Urquell alles Lebens, nein, auch die Wissenschaft, die Kunst. Alle geistige Tätigkeit muß nutzbar gemacht werden und Mittel zum Zweck sein. Aller Verstand muß angespannt und alle Gefühle müssen aufgebracht werden, um eine Stufe zu ersteigen, zu erklimmen und zu erkämpfen, den All-Einen glauben und anbeten zu können. — Für den Mangel an Verstand und Gefühl aber, der allen Menschen, oder, besser gesagt, dem Menschen als Menschen eigentümlich zu sein pflegt, bildet die Religion einen guten Ersatz. Sie ist eine sinnvolle und segensreiche Brücke über die Lücken des menschlichen Geistes und bietet den Schwächen unserer Natur eine unentbehrliche Stütze und einen Halt von unschätzbarer Stärke und unersetzlichem Werte. Der Glaube ist also das Bindemittel der Geister mit dem Geisteszentrum. Aber niemals Zweck! „Frömmigkeit ist kein Zweck, sondern ein Mittel, um durch die reinste Gemütsruhe zur höchsten Kultur zu gelangen.“ Diese Frömmigkeit ist dem Menschen eigentümlich, sie ist ihm gewissermaßen angeboren, aber geadelt wird sie erst durch den freien Willen, die Gottheit anzuerkennen und sich vor ihr zu beugen.

Also ist der Glaube einerseits Gabe:

„Der Mensch, wie sehr ihn auch die Erde anzieht mit ihren tausend und abertausend Erscheinungen, hebt doch den Blick forschend und sehnend zum

Himmel auf, weil er tief und klar in sich fühlt, daß er ein Bürger jenes geistigen Reichs sei, woran wir den Glauben nicht abzulehnen noch aufzugeben vermögen."

Andererseits aber ist die Verbindung mit Gott eine Aufgabe:

„In uns'res Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich den ewig Angenannten;
Wir heißen's fromm sein."

Die Vielseitigkeit des Begriffes „glauben" für Goethe erkennen wir deutlich aus einem Briefe, den der Dichter an H. Jacobi schrieb; es heißt dort:

„Ich für mich kann bei den mannigfachen Richtungen meines Wesens nicht an einer Denkweise genug haben. Als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist als Naturforscher, und eins so entschieden wie das andere; bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit als sittlicher Mensch, so ist dafür schon gesorgt." —

Daß Goethe als Dichter sich an so manchen Stellen als Polytheist erweist, mag wohl, so scheint mir, in seiner großen Liebe zum klassischen Altertum begründet liegen. Letzten Endes fragen wir bei der Kunst ja auch nicht was richtig und unrichtig in philosophischer Beziehung, und was etwa die Religion betreffend gläubig oder ungläubig sei. Bei ihr ist es uns immer nur um Schönheit zu tun. Irre ich aber nicht, so ist es andererseits Bescheidenheit, die Goethe treibt, symbolisch vom Allerheiligsten zu reden.

Darauf aber werde ich späterhin noch zu sprechen kommen. —

Weit wichtiger als der Polytheist ist für uns der Pantheist, oder sage ich lieber gleich der Gottsucher Goethe. Auf keinen Fall dürfen wir unter dem Pantheismus Goethes die Weltanschauung und Gottesauffassung verstehen, die wir heutzutage mit diesem Worte zu benennen gewohnt sind. Niemals hat Goethe geglaubt, daß Gott und Natur ein und dasselbe seien. Er verbindet zwar Gott und Natur zu dem Begriffe: Gott-Natur. Daß dieses Wort aber nicht sagen soll: Gott ist gleich der Natur, sagt er selbst:

„Was wär ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All vom Finger laufen ließe?
Ihm ziehmt's die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen.
So daß, was in ihm lebt und wirkt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist ermißt."

Das also ist Goethes Ansicht: Gott wirkt in der Natur, und die Natur kann uns somit zu einer Offenbarung Gottes werden. Sie läßt uns verstehen, warum Goethe sein Leben hindurch emsig bemüht ist Gott in der Natur zu suchen und ihn durch sie zu verstehen sich bemüht. In unserer Beschränktheit vermögen wir den Höchsten nicht zu verstehen, aber Stückwerk von ihm können wir in einem „Gleichnis" oder etwa auch in einem „Bild" erkennen; denn „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis". Auch die folgenden Worte rechtfertigen seinen Pantheismus:

„Ewig natürlich bewegende Kraft,
Göttlich geſetzlich entbindet und ſchafft;
Trennendes Leben, im Leben Verein,
Oben die Geiſter und unten der Stein.“

„So im Kleinen ewig wie im Großen,
Wirkt Natur, wirkt Menſchengeiſt, und Beide
Sind ein Abglanz jenes Urlichts droben,
Das unſichtbar alle Welt erleuchtet.“

„Willſt Du ins Unendliche ſchreiten,
Geh' nur im Endlichen nach allen Seiten!
Willſt Du dich am Ganzen erquicken,
So mußt Du das Ganze im Kleinſten erblicken.“

So iſt denn der Pantheiſt Goethe im Grunde genommen der Gottſucher, der beſtrebt iſt, dem Höchſten in Seinen Werken zu begegnen und alles Irdiſche gewiſſermaßen als den Spiegel betrachtet, in dem man eine andere, höhere, überempiriſche Wirklichkeit erblicken kann.

„So weit das Ohr, ſo weit das Auge reicht,
Du findeſt nur Bekanntes, das ihm gleicht,
Und deines Geiſtes höchſter Feuerflug,
Hat ſchon am Gleichnis, hat am Bild genug,
Es zieht dich an, es reißt dich weiter fort,
Und wo du wandelſt, ſchmückt ſich Weg und Ort.
Du zählſt nicht mehr, berechneſt keine Zeit,
Und jeder Schritt iſt Unermeßlichkeit.“

Demſelben Gedanken verleiht der Dichter in dieſer Weiſe Ausdruck:

„Doch iſt es jedem eingegeben,
Daß ſein Gefühl hinauf und vorwärts drängt,

Wenn über uns im blauen Raum verloren
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimat strebt."

Klingen nicht auch viele Gleichnisse Jesu ähnlich? Dringt nicht auch sein Gefühl hinauf, wenn er, der auch ein großer Dichter war, sagt: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an", oder: „Schauet die Lilien auf dem Felde" und gleichzeitig auf den hinweist, der sie ernährt und erhält? „So denn Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, das noch heute stehet und morgen in den Ofen geworfen wird: sollte er das nicht vielmehr euch tun, oh, ihr Kleingläubigen?" — Daß hier eine Parallele zu ziehen ist zwischen der Dichtung Jesu und der Goethes, läßt sich garnicht widerlegen. Wenn die ebenerwähnten Worte Jesu kein Goethischer Pantheismus sind, dann ist sicher Goethes Pantheismus wahrhaft christlich. —

Der Pantheismus Goethes ist nun nicht nur ein Suchen des Göttlichen, sondern auch ein Finden, ein Anerkennen und ein Anbeten des Herrn, — ein Erleben Gottes. „Die frische Luft des Feldes", so sagt der Dichter einmal, „ist der eigentliche Ort, wo wir hingehören; es ist, als ob dort der Geist Gottes den Menschen unmittelbar anwehte und eine göttliche Kraft ihren Einfluß ausübte." Dieselbe Befriedigung und Sättigung seines Forschens nach den Wirkungen und Offenbarungen Gottes in der Natur tritt in den Worten zu Tage, die er 1786 an Jakobi schrieb:

„Wenn du sagst, man könne Gott nur glauben, so sage ich dir: ich halte viel aufs Schauen. . . . Dich hat Gott mit der Metaphysik gestraft und dir einen Pfahl ins Fleisch gesetzt, mich dagegen mit der Physik gesegnet, daß es mir im Anblick seiner Werke wohl werde.“ Seiner Freude und Begeisterung über das Finden Gottes gibt er auch in diesem Worte Ausdruck:

„Was kann dem Menschen Höheres widerfahren,
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare!“

Und wer empfände nicht seine Verbindung mit Gott-Natur lebhaft nach, wenn er das Gebet aus dem „Faust“ hört:

„Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
Warum ich bat. Du hast mir nicht umsonst,
Dein Angesicht im Feuer zugewendet,
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt staunenden Besuch erlaubst du mir,
Vergönnest mir, in ihre tiefe Brust,
Wie in den Busen eines Freunds zu schauen.
Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrst mich deine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.
Und wenn der Sturm im Walde braust und knarrt,
Der Riesenfichte stürzend Nachbaräste
Und Nachbarstämme quetschend niederstreift,
Von ihrem Fall dumpf hohl der Hügel donnert;
Dann führst du mich zur sichern Höhle, zeigst
Mich dann mir selbst, und meiner eignen Brust
Geheime tiefe Wunder öffnen sich.“

Eine ähnliche Stimmung nehmen wir in diesen Versen wahr:

„Sieh, hier schließt die Natur den Ring der ewigen Kräfte;
Doch ein neuer sogleich fasset den vorigen an,
Daß die Kette sich fort durch alle Zeiten verlänge,
Und das Ganze belebt, so wie das Einzelne, sei.
Jede Pflanze verkündet dir nun die ew'gen Gesetze,
Jede Blume, sie spricht lauter und lauter mit dir,
Aber entzifferst du hier der Gottheit heilige Lettern,
Überall siehst du sie dann, auch in verändertem Zug:
Kriechend zaudre die Raupe, der Schmetterling eile geschäftig,
Bildsam ändre der Mensch selbst die bestimmte Gestalt!“

Sogar den Gottesdienst verlegt Goethe in die Natur, wenn er mit anbetender Ehrfurcht von der Sonne redet. „Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, der Sonne anbetende Verehrung zu erweisen, so sage ich: durchaus! denn sie ist abermals eine Offenbarung des Höchsten und zwar die mächtigste, die uns Menschenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind, und alle Pflanzen und Tiere mit uns.“

In den Mahometsfragmenten kommt in der Nachtszene: Mahomet unter dem gestirnten Himmel das indirekte Erkennen Gottes in hervorragender Weise zum Ausdruck.

„Teilen kann ich euch nicht dieser Seele Gefühl.
Fühlen kann ich euch nicht allen ganzes Gefühl
Wer, wer wendet dem flehenden sein Ohr?
Dem bittenden Auge den Blick?

Sieh er blinket herauf, Gad, der freundliche Stern,
Sei mein Herr du! Mein Gott. Gnädig winkt er mir zu!
Bleib! Bleib! Wendst du dein Auge weg?
Wie? Liebt ich ihn; der sich verbirgt?

Sei gesegnet o Mond! Führer du des Gestirns,
Sei mein Herr du, mein Gott! Du beleuchtest den Weg
Laß! Laß nicht in der Finsternis
Mich irren mit irrendem Volk.

Sonn dir glühenden weiht sich das glühende Herz.
Sei mein Herr du, mein Gott! Leit allsehende mich.
Steigst auch du hinab, herrliche!
Tief hüllet mich Finsternis ein.

Hebe liebendes Herz dem Erschaffenden dich!
Sei mein Herr, du mein Gott! Du alliebender, du,
Der die Sonne, den Mond und die Sterne
Schuf, Erd' und Himmel und mich.

Alles bisher Erwähnte über den Pantheismus Goethes finden wir zusammen gefaßt in dem unvergleichlich herrlichen Glaubensbekenntnis, das Faust auf Gretchens Frage nach seiner Religion hin ablegt:

„Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:

Ich glaub' ihn?
Wer empfinden
Und sich unterwinden
Zu sagen: ich glaub ihn nicht?
Der Allumfasser,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht da droben,
Liegt die Erde nicht hier unten fest?
Und steigen, freundlich blickend,
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau ich nicht Aug' in Auge dir?
Erfüll davon dein Herz so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn es dann wie du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen dafür.

Der Pantheismus Goethes ist eigentlich letzten Endes doch Theismus. Aus allen seinen pantheistischen Aussprüchen redet im Grunde genommen immer eine Ehrfurcht und eine tiefempfundene Bewunderung gegenüber den Manifestationen der Gottheit. In manchen seiner Worte kommt diese Ehrfurcht vor dem Höchsten in ganz besonders hervorragender Weise zum Ausdruck. Er macht zwar nicht übermäßig viel Worte über Gott; aber gerade das ehrfurchtsvolle Schweigen über das Größeste, was der Mensch ahnen und an das er glauben kann, zeugt mächtig von dem tiefreligiösen Empfinden unseres

Dichters. Er wußte sehr wohl, daß die Ehrfurcht vor Gott schwinden muß, wenn man mit seinem Namen auf der Straße spielt, und daß hohe religiöse Empfindungen an Einfluß einbüßen, wenn ihre Benennung zu einem abgegriffenen Worte wird. Die Fülle und Majestät der Gottheit ist für Goethe viel zu groß, zu mächtig und zu heilig, als daß er es wagen würde, über sie viel Worte zu machen, und nichts ist seiner edlen Natur widerstrebender, als wenn der hochheilige Name derselben häufig in den Mund genommen wird. „Wären sie aber durchdrungen von Gottes Größe", so sagt er einmal, „sie würden verstummen und ihn vor Verehrung nicht nennen mögen". Als sein Freund Friedrich Rochlitz zur Zeit der Freiheitskriege, mit Goethe über die gewaltigen Geschehnisse jener Tage sprechend, endlich begeistert ausrief: „Ich dächte genug für heute, und lassen Sie uns Gottes moralische Weltregierung laut anerkennen!", da entgegnete ihm der große Mann feierlichen Tones: „Anerkennen? Sie? Wer muß das nicht! — Ich aber schweigend." Diese Ehrfurcht vor dem Höchsten ist dem Dichter auch eine Veranlassung, nur symbolisch von ihm zu reden. So heißt es in dem Gedichte, das er „das Göttliche" nannte:

„Wir verehren die Unsterblichen"

und weiter:

„Heil den unbekannten, höhern Wesen, die wir ahnen!"

Vergessen wir nicht, daß Goethe in diesem Gedichte den „einen" Gott meint, den auch er „für seine Persönlichkeit als sittlicher Mensch" nötig hat.

Die Frömmigkeit Goethes stellt sich uns ferner in seiner Zuversicht und seiner Ergebung dar. Er sagt: „Zuversicht und Ergebung sind die rechten Grundlagen jeder besseren Religion und die Unterordnung unter einen höheren, die Ereignisse ordnenden Willen, den wir nicht begreifen, eben weil er höher als unsere Vernunft, unser Verstand ist.“ Diese Art der Frömmigkeit, also die Zuversicht und Ergebung kommt zumeist im Gebete zum Ausdruck, von dem Goethe sagt, daß es die Hoffnungen des Herzens erfrische, wie der Weihrauch einer Kohle Leben. Welch' eine Zuversicht in seinen Gebeten liegt, können wir verspüren, wenn wir sie hören, bezw. Äußerungen betrachten, die er über das Gebet macht. Goethe schreibt an Boisserée: „Ich versichere Sie, daß ich täglich und stündlich Ihrer gedenke, und nicht zu fromm drücke ich mich aus, wenn ich hinzusetze, in meiner Art vom Gebet“. Über den Inhalt, den das Gebet haben soll, meint er: „Große Gedanken und ein reines Herz, das ist es, was wir uns von Gott erbitten sollten.“ In seiner „Harzreise im Winter“ bittet Goethe um den durch Trübsinn seelisch gefährdeten Plessing zu retten:

„Ist auf Deinem Psalter,
Vater der Liebe ein Ton
Deinem Ohre vernehmlich, so erquicke sein Herz!
Öffne den umwölkten Blick
Über die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste.“

Und an anderer Stelle in folgender Weise um sein eigenes Heil:

„Mich verwirren will das Irren
Doch Du weißt mich zu entwirren.
Wenn ich handle, wenn ich dichte,
Gib Du meinem Weg die Richte!“

Die kindliche Ergebung in das von Gott gesandte Schicksal klingt aus den von ihm verfaßten Sprüchen:

„In wenigen Stunden
Hat Gott das Rechte gefunden“

„Wer Gott vertraut
Ist schon auferbaut“

„Was machst Du an der Welt, sie ist schon gemacht,
Der Herr der Schöpfung hat alles bedacht.“

Diese Gebete und Sprüche gewähren uns einen tiefen, klaren Einblick in die Stellung Goethes zu Gott. Es wäre Torheit, wollte man beim Anhören solcher Worte noch vom Heiden Goethe reden. Und das wagt doch wohl niemand zu bezweifeln, daß diese Worte ganz und gar persönlicher, innerlicher Art sind! —

Echt christlich war auch Goethes Verhältnis zu Jesus. Er soll ihn mit solcher Rührung haben preisen können, daß er die Tränen nicht hat zurückhalten können. Die Tätigkeit Christi faßt Goethe in den „Wanderjahren“ in diese Worte zusammen: „Indem er das Niedere zu sich heraufzieht, indem er die Unwissenden, die Armen, die Kranken seiner Weisheit,

seines Reichtums, seiner Kraft teilhaftig werden läßt und sich deshalb ihnen gleichzustellen scheint, so verleugnet er doch auf der andern Seite nicht seinen göttlichen Ursprung; er wagt sich Gott gleichzustellen, ja sich selbst für Gott zu erklären. Im „Briefe eines Landgeistlichen“ schreibt der Dichter Worte über den Heiland, die von seinem tiefen Verständnis für ihn Zeugnis ablegen. Er preist rührend die „erlösende Liebe, die vor soviel hundert Jahren unter dem Namen Jesus Christus auf einem kleinen Stückchen Welt eine kleine Zeit als Mensch herumzog, die sich in das Elend der Welt mischte und elend ward, damit das Elend der Welt mit ihr so herrlich gemacht werde. — Und so lieb ich Jesum Christum und glaub' an ihn und danke Gott, daß ich an ihn glaube.“ Ein andermal drückt er dasselbe so aus:

„Gott hat den Menschen gemacht
Nach seinem Bilde;
Dann kam er selbst herab,
Mensch, lieb und milde.“

In Goethes Gesprächen mit Eckermann finden sich drei Aussprüche des Dichters, die ihn uns wie keine anderen als überzeugten Christen hinstellen. Er äußert sich dort:

„Die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, wovon die gesunkene Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat; und indem man ihr diese Wirkungen zusteht, ist sie über alle Philosophie erhaben und bedarf von ihr keiner Stütze.“

Und ebendaselbst:

„Mag die geistige Kultur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern wie er will: über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen."

Besonders wichtig aber für unsere Betrachtung ist dieses dritte Wort:

„Ich halte die Evangelien alle vier für durchaus echt, denn es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging, und die so göttlicher Art ist, wie nur je das Göttliche auf Erden erschienen ist. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so sage ich: Durchaus! Ich beuge mich vor ihm als der Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit."

Wenn Goethe die Evangelien alle vier als durchaus echt bezeichnet, so muß erwähnt werden, daß es ihm bei dem Worte „echt" weniger auf die historische Wirklichkeit, als auf den hohen, sittlichen Gehalt, auf die religiösen Werte ankommt. Das sagt er selbst, abermals zu Eckermann: „Man tut immer besser, sich ohne weiteres an das zu halten, was wirklich da ist, und sich davon anzueignen, was man für seine sittliche Kultur und Stärkung gebrauchen kann." Diese religiös-praktische Wirksamkeit hat die Bibel für Goethe in vollem Maße besessen, wenn er in „Dichtung und Wahrheit" bestätigt, daß er allein der Bibel seine

sittliche Bildung verdanke und daß die Lehren, Symbole und Gleichnisse bei ihm auf die eine und andere Weise nutzbar gewesen seien. Welche Erbauung er im Neuen Testament gefunden hat, kommt im „Faust“ zum Ausdruck:

„Aber ach, schon fühl ich bei dem besten Willen,
Befriedigung nicht mehr aus dem Herzen quillen.
Aber warum muß der Strom sobald versiegen,
Und wir wieder im Durste liegen?
Davon hab' ich soviel Erfahrung?
Doch dieser Mangel läßt sich ersetzen,
Wir lernen das Überirdische schätzen,
Wir sehnen uns nach Offenbarung,
Die nirgends würd'ger und schöner brennt,
Als in dem neuen Testament.“

Die Reformation Luthers würdigte Goethe sehr hoch, und wenngleich er einmal das „leidige protestantische Sektenwesen“ tadelt, „das Haß und feindliches Ansehen zwischen Vater und Sohn, zwischen Bruder und Schwester säe,“ so lobt er das lutherische Werk doch sehr. „Luther arbeitete, uns von der geistlichen Knechtschaft zu befreien,“ so schreibt er im „Briefe eines Landgeistlichen,“ „möchten doch alle seine Nachfolger soviel Abscheu vor der Hierarchie behalten haben, als der große Mann empfand.“ Und er deckt den tiefsten Sinn der Reformationszeit auf, wenn er erklärt: „Wir sind frei von den Fesseln geistiger Borniertheit und infolge unserer wachsenden Kultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christentum in seiner Reinheit zu fassen; wir haben wieder Mut, mit festen Füßen auf Gottes

Erde zu stehen, und uns in unserer gottbegabten Menschheit zu fühlen.“ Die Lehre Luthers definiert und erklärt Goethe in einem Briefe an Zelter in einer Art, wie es nur ein großer Protestant zu tun vermag: „Der Hauptbegriff des Luthertums beruht auf dem entschiedenen Gegensatz von Gesetz und Evangelium, sodann auf Vermittelung solcher Extreme. Setzt man nun, um auf einen höheren Standpunkt zu gelangen, anstatt jener zwei Ausdrücke die Worte Notwendigkeit und Freiheit mit ihren Synonymen, mit ihrer Entfernung und Annäherung, so siehst Du deutlich, daß in diesem Kreise alles enthalten ist, was den Menschen interessieren kann. Und so erblickt denn Luther in dem alten und neuen Testament das Symbol des großen sich immer wiederholenden Weltwesens. Dort das Gesetz, das nach Liebe strebt, hier die Liebe, die gegen das Gesetz zurückstrebt und es erfüllt, aber nicht aus eigener Macht und Gewalt, sondern durch den Glauben, und zwar durch den ausschließlichen Glauben an den allverkündeten und alles bewirkenden Messias. Aus diesem Wenigen überzeugt man sich, wie das Luthertum mit dem Papsttum nie vereinigt werden kann, der reinen Vernunft aber nicht widerstrebt, sobald diese sich entschließt, die Bibel als Weltspiegel zu betrachten, welches ihr eigentlich nicht schwer fallen sollte.“ In einem anderen Briefe schreibt der Dichter an Rochlitz: „Lassen Sie uns bedenken, daß wir dies Jahr das Reformationsfest feiern, und daß wir unsern Luther nicht höher ehren können, als wenn wir dasjenige was wir für Recht der Nation und dem Zeitalter ersprießlich halten,

mit Ernst und Kraft, und wäre es auch mit einiger Gefahr verknüpft, öffentlich aussprechen.“ Aus echt protestantischer Gesinnung ist auch das Gedicht entstanden, mit dem Goethe seine Zeitschrift „Kunst und Altertum“ eröffnete:

„Dreihundert Jahre hat sich schon
Der Protestant erwiesen,
Daß ihn vom Papst und Türkenthron
Befehle fast verdrießen.

Was auch der Pfaffe sinnt und schleicht,
Der Pred'ger steht zur Wache,
Und daß der Erbfeind nichts erreicht
Ist aller Deutschen Sache.

Auch ich soll gottgegebene Kraft
Nicht ungenützt verlieren
Und will in Kunst und Wissenschaft
Wie immer protestieren.“

Hüten wir uns davor, Goethes Christenglauben nach seiner Stellung zur Kirche zu beurteilen. Von der Kirche, wie sie in jenen Tagen war, wandte sich der Dichter ganz entschieden ab. Mißverstehe mich hier niemand! Dem Glauben ist er treu zugetan; er „küßt den letzten Saum des göttlichen Kleides, kindliche Schauer treu in der Brust“. Die Bannung des Unbegreiflichen in dogmatische und phantatische Formen und Formeln aber, bekämpft er aufs rückhaltsloseste. Er sagt zu Eckermann: „Die Leute traktieren Gott, als wäre das Unbegreifliche, garnicht auszudenkende, höchste Wesen nicht vielmehr als ihresgleichen. Mit

dem didaktischen und gefühlvollen Gebrauche der Bibel hingegen, ist er einverstanden. In diesem Sinne äußert er mündlich zu Falk: „Legte man sich über die Mysterien ein unverbrüchliches, ehrerbietiges Stillschweigen auf, ohne die Dogmen mit verdrießlicher Anmaßung, nach dieser oder jener Linie verkünstelt, irgendjemandem wider Willen aufzunötigen, oder sie wohl gar durch unzeitigen Spott oder verwitzigtes Ableugnen bei der Menge zu entehren und in Gefahr zu bringen, so wollte ich selbst der erste sein, der die Kirche meiner Religionsverwandten mit ehrlichem Herzen besuchte und sich den allgemeinen praktischen Bekenntnissen eines Glaubens, der sich unmittelbar an das Tätige anknüpfte, mit vergnüglicher Erbauung unterordnete."

Der Vorwurf des Unglaubens ist also, das habe ich zu beweisen versucht, Goethe gegenüber keineswegs gerechtfertigt.

Eckermann sagt 1831: „Widersacher haben ihn oft beschuldigt, er habe keinen Glauben. Er hatte aber bloß den ihrigen nicht, weil er ihm zu klein war. Wollte er den seinigen aussprechen, so würden sie erstaunen; sie würden ihn nicht fassen."

Auch andere zeitgenössische Urteile bestätigen die absolute Echtheit seines Christentums. Karl August vergleicht ihn in folgender Weise mit seinem Seelsorger und Prediger Herder:

„Herder gibt mir das Blitzlicht in der Religion, Goethe das wahre, bleibende Licht."

Varnhagen von Ense schreibt von Goethe: „Er ist gotterfüllt, echt fromm und heilig in seinem tiefsten

Wesen. Er macht keine Worte von Christus, er prahlt nicht mit seinem Bekenntnis auf ihn; aber Jesus hätte ihn zum teuersten Freunde gehabt, wäre er ihm begegnet."

Ja, Goethe steht vor uns als ein großer Christ, als ein streitender Kämpfer für die Wahrheit, als Held im Glauben und ruft:

„Ich habe geglaubet, nun glaub' ich erst recht,
Und geht es auch wunderlich, geht es auch schlecht,
Ich bleibe beim gläubigen Orden.
So düster es oft und so dunkel es war,
In dringenden Nöten, in naher Gefahr,
Auf einmal ist's lichter geworden."

* * *

Unzertrennlich mit dem Glauben Goethes ist seine Hoffnung verknüpft. Goethes Glaube ist für uns noch nicht verständlich, wenn wir seine Hoffnung nicht kennen, und Goethes Hoffnung würde für uns unbegründet und rätselhaft sein, wenn wir nicht versucht hätten tief in seinen Glauben einzudringen. Es ist nicht denkbar für uns, daß jemand Gott sucht in derselben Welt, in der das Böse herrscht und brutal und rücksichtslos das Gute zu unterdrücken und zu vernichten bestrebt ist, und ihn sogar trotz des Schlechten und Sündigen zu finden vermag, wenn wir nicht wüßten, daß dieser Mensch hofft, fest und sicher hofft auf den Sieg des Guten und in den schlechten Erscheinungen, in allem Elend und in aller Mühsal der Welt, in aller Bitterkeit und Qual, in allem Zweifeln und Verzweifeln göttliche Mittel sieht, die unentbehr-

lich sind um den allerheiligsten Zweck zu erreichen. Wir könnten auch nicht begreifen, daß jemand an einen Gott glaubt und den liebenden Vermittler zwischen Gott und Welt verehrt, ja, alles zusammengefaßt, sich überhaupt mit religiösen Problemen abgibt und beschäftigt, wenn er nicht unbedingt und unwandelbar hoffte auf ein zukünftiges Leben und auf die Vollendung seiner Persönlichkeit. Darum soll kurz auf die Ansicht Goethes über das Böse und dann auf seine Anschauung über den Tod eingegangen werden.

Schon im Alter von 6 Jahren setzte Goethe schwere Zweifel in die Allgüte des Höchsten. Das Erdbeben, durch welches im Jahre 1755 Lissabon schwer heimgesucht wurde, machte seine Religion schwankend. „Gott, der Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erde", so sagt er in Dichtung und Wahrheit, „den uns die Erklärung des ersten Glaubensartikels so weise und gnädig vorstellte, hatte sich, indem er die Gerechten mit den Ungerechten gleichem Verderben preisgab, keineswegs väterlich bewiesen." Aber als von der Kanzel, so berichtet Bettina von Arnim, die Weisheit des Schöpfers gegen die betroffene Menschheit gerechtfertigt wurde, äußerte der Knabe nach der Kirche: „Am Ende mag alles doch wohl viel einfacher sein, als der Prediger meint; Gott wird wohl wissen, daß der unsterblichen Seele durch böses Schicksal kein Schaden geschehen kann."

Das ist Goethes Idee vom Bösen: Der unsterblichen Seele kann durch dasselbe kein Schaden geschehen. Er geht sogar noch weiter. Er sieht im Bösen die Kraft, „die stets das Böse will und stets

das Gute schafft. Nach seiner Ansicht würde ohne alles Böse ein Teil vom Weltplan fehlen, letzten Endes alle Entwicklung, aller Charakter. Das Böse ist gleichzeitig das Schaffende, welches im Dienste der Gottheit steht. Diese tiefste und zugleich höchste Bedeutung des Bösen, die uns die Bibel im Buche Hiob lehrt, führt der große Dichter uns in unerreicht herrlicher Weise im Mephistopheles vor Augen. Diese Teufelsgestalt, die größte und gewaltigste, die je ein Künstler zu schaffen vermochte, reißt alles herunter und hinunter, tritt alles Hohe und Heilige, alles Große und Ideale mit Füßen, kritisiert das eigene Selbst, das ganz persönliche Ich und hebt bei jeder guten Erscheinung die schlechte Kehrseite hervor. Und welchen Zweck erzielt der Teufel im Grunde genommen? Er stellt auf die Probe und treibt zur Entwickelung. Und zuletzt muß es dann doch heißen:

„Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen,
Wer ewig strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen."

Endlich streckt doch die Zentral- und Universalkraft des geistigen Lebens ihre Hand nach dem Menschen aus und zieht durch den Wechsel von Finsternis und Licht, von Kampf und Sieg, von Schuld und Sühne, Lüge und Wahrheit, durch das ewige Widerspiel von Gut und Böse jede Seele zu sich.

Fragen wir uns nun, ob diese Anschauung christlich sei, so müssen wir diese Frage immer und immer wieder bejahen. Manch' einem, der von dem Grunddogma der Christenheit, dem der ewigen Verdammnis,

d. h. also von dem Glauben an die Ewigkeitsherrschaft des Bösen nicht loskommen kann, mag diese Ansicht nicht gläubig vorkommen. Aber sie ist doch echt christlich, barmherzig, mitleidend, ermutigend, helfend und rettend — erlösend. Jesus predigt sie immerwährend. Einmal gibt er im Gleichnis vom armen Lazarus ein Beispiel der Hölle. Er redet in menschlicher Sprache und zeichnet ein irdisches Bild; aber dieses zeigt das Gleichnis, nämlich daß der Gepeinigte nicht des ewigen Feuers schuldig ist, denn er äußert den allerchristlichsten Wunsch, den anderen zu helfen und die Seelen der Brüder zu retten. Auch hier kann keine Ewigkeitsherrschaft des Bösen sein, sondern es gilt das Wort Christi in unbegrenzter Wahrheit:

„Und wenn ich erhöht werde von der Erde, so will ich sie alle zu mir ziehen."

und das andere des großen Apostels Paulus:

„Er aber muß herrschen, bis daß er alle seine Feinde unter seine Füße lege."

Die biblisch-christliche Vorstellung vom Bösen, deckt sich also vollkommen mit der, die Goethe sich darüber gemacht, und im „Faust" so herrlich gepredigt hat.

Die Hoffnung Goethes auf den Sieg des Guten ist eng verbunden mit seiner anderen auf den Triumph des Lebens über den Tod. Wenn gehofft wird, daß das Gute siegen soll, so wird das zukünftige Leben zu einem Postulat der praktischen Vernunft. Denn hier auf der Erde ist diese Vollendung des Guten praktisch ausgeschlossen. Die Widerstände der Ma-

terie sind zu groß. Damit das Gute siegen kann, muß der Mensch hinauswachsen über das Gegenständliche und Kreatürliche. Und so fordert Goethe denn ein ewiges Leben. Nicht eitle Seligkeit, nein, der Mensch muß sich, wie Paulus auch im 1. Kor. 15 schreibt, weiter entwickeln, weiter denken, hoffen, sehnen, streben und siegen. —

Zwar spricht Goethe zuweilen Worte, die sehr realistisch klingen, die aber gerade deshalb den meisten Menschen bekannt sind, während sie oft über die Jugendaussprüche die schweren, ernsten Worte des gereiften Mannes vergessen. Immerhin hat Goethe ja vollkommen recht, wenn er den Sehnsuchtsmenschen, die über die Ewigkeitshoffnungen die Realitäten des Daseins vergessen, zuruft:

„Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt,
Tor wer dorthin die Augen blinzelnd richtet,
Sich über Wolken seinesgleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um!
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen,
Was er erkennt, läßt sich ergreifen."

Andererseits verspottet er aber im zweiten Teile des „Faust" die Materialisten ganz gehörig; und wie recht er hat, wenn er diejenigen, die sich über eine dreidimensionale Welt nicht hinausdenken können, also geißelt:

„Daran erkenn ich den gelehrten Herrn!
Was ihr nicht tastet steht euch meilenfern.
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar,
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr,

Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht,
Was ihr nicht münzt, das meint ihr, gelte nicht."

Für Goethe ist der Tod nur ein Wechsel des Schauplatzes. Die Entwicklung des Geistes wird vom Wechsel des Körpers nicht wesentlich beeinflußt. Auch im Jenseits ist der Geist tätig:

„Eine ewige Seligkeit", so meint er, „wäre kaum erträglich, wenn sie uns nicht neue Aufgaben und neue Schwierigkeiten zu besiegen böte. Auch dafür ist gesorgt; wir dürfen nur die Planeten und Sonnen anblicken, da wird es Nüsse genug zu knacken geben."

Im Jahre 1829 sagte Goethe zu Eckermann:

„Der Mensch soll an Unsterblichkeit glauben, er hat ein Recht dazu. Es ist seiner Natur gemäß ... Die Überzeugung unserer Fortdauer entspringt nur aus dem Begriffe der Tätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht länger zu halten vermag."

Im selben Jahre spricht er zu seinem Freunde:

„Ich zweifle nicht an unsere Fortdauer, denn die Natur kann die Entelechie nicht entbehren." (Entelechie ist bei Aristoteles: die höhere, sich selbst bestimmende Energie oder die freie Tätigkeit, die den Zweck in sich selbst hat.)

Beide weiteren Aussprüche hat Goethe Eckermann gegenüber getan:

„Ich möchte keineswegs das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben; ja, ich möchte mit Lorenzo di Medici sagen, daß alle, auch für dieses Leben tot sind, die kein anderes hoffen."

Und:

„Wenn einer 75 Jahre alt ist, kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denkt. Mich läßt der Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur, ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit, der Sonne ähnlich, die bloß unseren irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich leuchtet!" —

So denkt Goethe über Tod und Leben. Er ist nicht nur überzeugt, daß das Leben stärker ist als der Tod, sondern aus seinen Worten klingt sogar stellenweise ein Fordern des Todes heraus. Er glaubt, fühlt und weiß, daß der Geist ewig und unvergänglich ist und daß, wenn er sich weiter vervollkommnen soll, die Grenzen des natürlichen Menschen gesprengt werden müssen, damit der Geist in verklärter Form weiter strebt und weiter wirkt, unermüdlich, um seine göttliche Aufgabe ganz erfüllen zu können.

* * *

Im wesentlichen dürfte die christliche Religion Goethes behandelt sein, und wer sie recht erfaßt, der kann an ihr stark werden, und dem kann sie Lebensträger sein. Aber es ist ja doch erst das theoretische Christentum, mit dem wir uns beschäftigt haben. Betrachten wir nunmehr den angewandten Glauben! Gedanken allein machen den Menschen noch nicht aus, lassen ihn uns noch nicht ganz ver-

stehen, nein, was ihn uns groß und heilig macht, das ist die Tat.

Goethe selbst stellt das tätige Christentum dem überlegenden voran, wenn er sagt:

„Sobald man die reine Lehre und Liebe Christi, wie sie ist, wird begriffen und sich in sie eingelebt haben, so wird man sich als Mensch groß und frei fühlen. — Auch werden wir alle nach und nach aus einem Christentum des Worts und Glaubens immer mehr zu einem Christentum der Tat kommen."

In dem Christentum der Tat aber ist nun Goethe der Größten einer gewesen. Ich möchte wohl gar behaupten, daß er gewollt hat, daß sein eigenes Leben anderen zum Vorbild werde, und daß sein künstlerisches Schaffen als einen der größten und höchsten Hauptzwecke die Ausbildung der eigenen Persönlichkeit im Auge gehabt hat.

In der Gestaltung seines Lebens ist Goethe sicherlich nicht weit zurückgeblieben hinter seinem Wahlspruch:

„Gutes tue rein aus Liebe,
das überliefre deinem Blut!"

Das Christentum der Tat ist nun aber die Liebe allein, — die Liebe, die das Gute tut und die die Schmerzen lindert. Er selbst hebt das oft genug hervor:

„Liebe ist tätiger, angewandter Glaube."

Von diesem Gesichtspunkte, von der hohen Warte der Liebe aus wollen wir das Christentum Goethes beurteilen. Wenn wir an seinem Glauben noch Lücken zu finden glauben, so wollen wir das Wort

nicht vergessen, das durch die dahinterstehende Persönlichkeit eines Paulus unanfechtbar ist:

„Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnis, und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts. —

Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe, und ließe meinen Leib brennen und hätte der Liebe nicht, so wäre mir's nichts nütze."

Liebevoll aber war Goethe, wie selten Menschen zu sein pflegen, und das sei schon jetzt erwähnt, auch ebenso liebebedürftig. Ein kleiner Beamter, den man nach der Art Goethes fragte, antwortete: „O, er war die Liebe selbst." Varnhagen von Ense schreibt: „Sein Herz hegt die reinste, wärmste Liebe." Ja, darum ist Goethe erst ein großer, echter Christ, weil er aus reiner, lauterer, uneigennütziger, hoher, edler Liebe handelte. Nicht um Gottes, nicht um der Menschen, nicht um seiner selbst, — allein um der Liebe willen. Das erst ist wahres Christentum.

Es kommt noch hinzu, daß Goethe von Natur aus leidenschaftlich und sehr erregbar war, er also sich erst selbst zu Milde, Duldsamkeit und Güte erziehen mußte. Deshalb muß unsere Achtung vor ihm noch steigen.

In seinen Mitmenschen war Goethe immer bestrebt das Gute zu sehen, und er fand es auch immer. Die meisten Menschen werden ja immer, an den schlechten, unangenehmen Seiten der andern irre und ziehen sich zurück. Goethe drang durch bis in das Innerste und konnte das wenige, aber wahrhaft Gute,

das ganz Persönliche, was er dann fand, lieben. Er sagt einmal:

„Es ist eine große Torheit zu verleugnen, daß die Menschen zu uns harmonieren sollen. Ich habe es nie getan. Ich habe einen Menschen immer nur als ein rein für sich bestehendes Individuum angesehen, das ich zu erforschen und das ich in seiner Eigenart kennen zu lernen bestrebt war, wovon ich durchaus keine Sympathie verlangte. Dadurch habe ich es nun dahin gebracht, mit jedem Menschen umgehen zu können, und dadurch allein entsteht die Kenntnis mannigfaltiger Charaktere, sowie die nötige Gewandtheit an Leben. Denn gerade bei widerstrebenden Naturen muß man sich zusammennehmen, um mit ihnen durchzukommen, und dadurch werden alle die verschiedenen Seiten in uns angeregt und zur Entwickelung und Ausbildung gebracht, so daß man sich bald jedem vis-à-vis gewachsen fühlt."

Dieser hohe, christliche Gedanke Goethes, diese, seine Nächstenliebe kommt auch in anderen seiner Worte zum Ausdruck:

„In jedes gute Herz ist das edle Gefühl von der Natur gelegt, daß es für sich allein nicht glücklich sein kann, daß es sein Glück in dem Wohle anderer sucht."

„Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!"

In den Lehrjahren finden sich folgende Sätze:

„Von unten hinauf zu dienen ist überall nötig."

„Der Mensch lerne um anderer Willen zu leben."

In den Wanderjahren dieser:

„und dein Streben sei's in Liebe."

Endlich sei noch des herrlichen Spruchs aus dem „Faust“ Erwähnung getan.

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.
Und hat an ihn die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die selige Schar
Mit herzlichem Willkommen.“

Man darf wohl die Behauptung aufstellen, daß das Gute, was Goethe tat, immer mehr aus dem Gefühle der Liebe als aus dem der Pflicht entsprungen ist. Wo es um das Wohl und Wehe seiner Mitmenschen geht, da ist es auf dem Platze.

Einst lobte der Herzog Karl August die Aufopferung seines Freundes, der sich Tage hindurch in Jena aufgehalten hatte, um einer Wassernot abzuhelfen.

Als eine Feuersbrunst in einem Dörfchen am Ettersberge wütete, schrieb der Dichter an seine Freundin, Charlotte v. Stein: „Meine Augenbrauen sind versengt, und das Wasser in meinen Schuhen siedend, hat mir die Zehen gebrüht.“ —

Als Geber war Goethe frei. Als junger Mensch gab er so viel, daß er selbst Schulden machen mußte, um seiner Wohltätigkeit Genüge zu leisten. Doch hat seine opfernde Nächstenliebe mit den Jahren einen immer stärker werdenden religiösen Zug erhalten und er war bemüht, alles Egoistische aus ihr zu verbannen.

Einmal legte er Geld neben sich in den Wagen, um die Münzen zu verteilen. Jedoch begegnete dem Dichter während dreier Stunden Fahrt auf einem

keineswegs einsamen Wege kein Bedürftiger, und er war überzeugt, daß es eine Anmaßung sei, sich zum Werkzeuge Gottes zu machen, bevor dieser ihm seinen Nächsten sandte.

In seinem Buche über Goethe und seine Zeit in Weimar erzählt uns Diezmann eine Geschichte, die uns Goethes Nächstenliebe in ihrer christlichen Art treffend schildert. — Ein eigenartiger Mann, der durch das Schicksal und durch eigene Schuld verarmt war, der Mann, wie Goethe ihn nannte, mit „den zerrütteten Nerven", erhielt von ihm lange Jahre hindurch den sechsten Teil des eigenen Gehaltes. Dafür mußte dieser Mann für den ihm unbekannten Geber Arbeiten liefern, damit er glaubte, daß das Geld Lohn für die Arbeiten sei, für die Goethe selbst wohl nur wenig Verwendung gehabt haben mag. — Die liebende Gesinnung Goethes, die er diesem Hilfsbedürftigen gegenüber hegte, fühlen wir, wenn wir einen Brief lesen, den er diesem Manne geschrieben hat: „Sie sind mir nicht zur Last", so heißt es, „vielmehr lehrts mich wirtschaften. Ich vertändle soviel von meinem Einkommen, das ich für die Notleidenden sparen könnte. Und glauben Sie denn, daß Ihre Tränen und Ihr Segen nichts sind? Der, der hat, darf nicht segnen, er muß geben; aber wenn die Großen und die Reichen dieser Welt Gutes und Rangzeichen austeilen, hat das Schicksal dem Elenden nicht zum Gleichgewicht den Segen gegeben, nach dem der Glückliche zu geizen garnicht versteht! .. Es ist mehr als eine Wohltat von Gott, wenn er uns, was so selten geschieht, einmal einen wirklich Elenden erleichtern läßt."

Die letzten Worte Goethes an „Kraft“, so nannte er den Mann, dessen wahren Namen wir nicht kennen, lauten: „Sie haben mir schon Dienste geleistet, und es findet sich auch wohl noch Gelegenheit dazu. Keine Gnade habe ich auszuteilen und meine Gunst ist nicht so wandelbar. Leben Sie wohl und genießen das Wenige in Frieden.“ Nach Lesung solcher Worte, schreibt Dewes, der uns diesen Satz überliefert, hätte auch ich wie Wieland, „Goethe vor Liebe fressen können.“

So war Goethe manch' einem Darbenden Lebensstärke und Trostquelle, so z. B. dem Komponisten Kreutzer, dem elternlosen Knaben Peter Imbaumgarten, dem Dichter Gottfried August Bürger. Vielen anderen noch, die nicht ahnten, von wem das Geld kam, das der Arzt ihnen brachte, war Goethe der Wohltäter.

Seine christliche Lebensgestaltung läßt sich auch aus seinem Verhalten gegenüber seinen Untergebenen erkennen. Er wußte jederzeit, daß auch der allereinfachste Mensch dieselben ewigen, inneren Werte besitzt wie ein großer. Mögen auch hier seine eigenen Worte das Gesagte bestätigen.

Er äußert sich:

„So göttlich ist die Welt eingerichtet, daß jeder an seiner Stelle, an seinem Ort, zu seiner Zeit alles übrige gleichwägt.“

Ein andermal (1810) Riemer gegenüber:

„Wenn der Größte ins Wasser fällt und nicht schwimmen kann, zieht ihn der ärmste Hallore heraus.“

Und in Maximen und Reflexionen:

„Es ist ganz einerlei, vornehm oder gering sein: das Menschliche muß man immer ausbaden.“

Zum Kanzler v. Müller sagte Goethe:

„Ich suche jeden Untergebenen frei im gemessenen Kreise sich bewegen zu lassen, damit auch er fühle, daß er ein Mensch sei, es kommt alles auf den Geist an, den man einem öffentlichen Wesen einhaucht.“

Nicht durch Worte suchte er seine Untergebenen anzuspornen, sondern dadurch, daß er die Arbeit tat, die sie versäumten, „und“, so sagte er Eckermann, „sie wußten, daß ich verrückt genug war mein Wort zu halten und das Tollste zu tun.“ Seinen Diener, der keine Tischtücher besorgt hatte, spornte er mit folgenden Worten an:

„Ich erinnere dich heute zum letzten Male! Gehst du nicht noch heute, die oft verlangten Tücher zu kaufen, so gehe ich morgen selbst, und du sollst sehn, daß ich Wort halte.“

Auf das Fortkommen seiner Diener war er in rührender Art bedacht, und er sorgte dafür, daß sie allerlei nützliche Arbeitsverrichtungen lernten, damit ihr Fortkommen nach seinem Tode gesichert sei. (Skeells Berichte vom Juli 1828 in Biedermanns Sammlung.)

Eine Köchin, die bei dem Verleger Frommann in Jena für Goethe gekocht hatte, schrieb an einen Bekannten einen Brief, in dem es an einer Stelle heißt: „Goethe nahm sich gegen mich nicht, als wäre ich Köchin, sondern als wäre ich mehr, wenn ich mit meinem Zettel kam, lag schon was Schönes da, an-

zusehen für mich, Kurz, ich kam mich vor als gehörte ich der gelehrten Welt mit an,"

Zu Eckermann sagte Goethe, als jener bemerkte, daß es wohl schwer sei ein Theater in Ordnung zu halten:

„Sehr viel ist zu erreichen durch Strenge, mehr durch Liebe, das meiste aber durch Einsicht und eine unparteiische Gerechtigkeit, bei der kein Ansehen der Person gilt."

Goethe erhebt sich über keinen Menschen mit Hochmut. Er kennt auch keine schlechten Menschen, nur irrende Geschöpfe. Nicht Strafe kann diese bessern, nur Mitleid; nicht Worte, sondern das Beispiel. Er ist immer bemüht, sie ganz zu verstehen und schilt deshalb auf die Philister, Jesus ähnlich, folgendermaßen:

„Ach ihr vernünftigen Leute! Leidenschaft? Trunkenheit! Wahnsinn! Ihr steht so gelassen, so ohne Teilnahme da, ihr sittlichen Menschen, scheltet den Trinker, verabscheut den Wahnsinnigen, geht vorüber wie die Priester und dankt Gott wie der Pharisäer, daß er euch nicht gemacht hat wie einen von diesen. Ich bin mehr als einmal trunken gewesen, meine Leidenschaften waren nie weit vom Wahnsinn, und beides reut mich nicht, denn ich habe in meinem Maße begreifen lernen, wie man alle außerordentlichen Menschen, die etwas Großes, etwas unmöglich Scheinendes wirkten, von jeher für Trunkene und Wahnsinnige ausschreien mußte. Auch im gemeinen Leben ist's unerträglich, einem Kerl bei halbwegs einer freien, edeln, unerwarteten

Tat nachrufen zu hören: Der Mensch ist närrisch, ist trunken. Schämt euch, ihr Nüchternen!"

Und die Verachtung des Mitmenschen durch den andern erklärt Goethe in dieser Weise: „die wenigsten Menschen lieben an dem Andern, das was er ist; nur das, was sie ihm leihen: sich, ihre eigene Vorstellung von ihm lieben sie."

Goethe selbst aber erhebt sich im Laufe seines Lebens immer höher und erhabener über Feindschaft und Haß, Neid und Eifersucht; er trachtet immer mehr danach, „der Menschheit Krone zu erringen" und schildert sich selbst als wahrhaftigen Christen, wenn er im „Faust" sagt:

„Mein Busen . . . . . .
Soll keinen Schmerzen künftig sich verschließen,
Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchst und Tiefste greifen
Ihr Wohl und Weh' auf meinem Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern" —

* * *

Wenn wir bisher die Person Goethes als Christmenschen betrachtet haben, so reizt es uns zu erfahren, wie es denn überhaupt möglich war, daß dieser gewaltige Mann zu einer so großen, religiös-christlichen Persönlichkeit hat werden können. Ich meine hier nicht das Dichtergenie. Die Künstlergabe und Dichterkraft haben ihm die Musen in die Wiege gelegt. In dieser Beziehung kann man Goethe getrost mit Männern wie Napoleon I. auf eine Stufe

stellen. Aber daß er ein Mensch war, der groß genug ist für lange Zeit viele Menschen zu erheben und nach sich zu ziehen, liegt nicht in der Größe seines Geistes, nicht in seinem Genius begründet.

„Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Zeit."

Die Künstlergabe entwickelt sich aus sich selbst, das sieht man immer wieder in der Geschichte; aber der Mensch kann sich nicht aus sich selbst entwickeln. Jeder Mensch muß verkümmern und elendig scheitern, wenn er als Individuum etwas sein und werden will. Ein großer Mann kann wohl durch sein Talent Tyrann der Menschheit werden, und wenn er stirbt, zerfällt sein Werk. Aber eine gewaltige Persönlichkeit, die Führer und Besserer der Menschheit ist, und deren Werk dauernd und deren Geisteswirkungen in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit ewig sind, kann nicht und niemals aus sich selbst entstehen. Ein solcher Mann muß Anschluß haben nach oben, direkt und indirekt mit der Gottheit in Verbindung stehen und muß tiefe Wurzeln fassen in den tiefsten Tiefen alles Seins. Seine eine Hand muß nach Ewigkeitswerten ausgestreckt sein, die in Gott, im Mittler zwischen Gott und Menschen, Jesus Christus, und in allen Menschen liegen. Seine andere aber muß nach sich ziehen alles, was kleiner, schlechter und ungläubiger ist als er. Er würde in dem Augenblick seine Führerfähigkeit und Meisterschaft verlieren, wenn er aufhörte, Strahlen der Ewigkeit, die aus der Lebens- und Gottesherrlichkeit fließen, blinken, leuchten und strahlen, in sich zu sammeln, wenn er unterließe, in

jedem Mitmenschen Vollkommenheitsspuren zu sehen, die er nicht besitzt, er wurde nicht mehr der Vollkommenheit entgegenreifen können, wenn er nicht mehr die fördernde Kraft der Liebe in sich aufnähme und in sich zu konzentrieren verstände, und er würde zu einem Nichts werden, wenn er den Glauben verlöre an das erlösende Feuer der göttlichen Liebe, an die magnetischen, urgewaltigen, herzbezwingenden, ursprünglichen Universalkräfte des Ewig-Weiblichen!

„Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan."

Am herrlichsten ist das Ewig-Weibliche in Gott selbst verkörpert; denn Gott ist ja die Liebe! Danach tritt es am herrlichsten in Christus in die Erscheinung. Und zuletzt im Menschen. Das Ewig-Weibliche ist der Liebeswille, der den Vater, den Sohn und alle die Kinder verbindet. Es ist die Zentralgewalt, die alle Menschen, in erster Ordnung Christus (Kor. 15) zu sich zieht und vereint. In jeder Menschenseele ist es vorhanden, hier nur atomweise, dort in größerer Menge. Jemehr Vollkommenheitsspuren, d. h. jemehr des Ewig-Weiblichen der Mensch in sich sammelt, umsomehr wird er hinangezogen, umsomehr zieht er seinerseits hinan. Es besteht eine ewige Wechselwirkung, ein stetes Überfluten. Darum muß Gott mit den Menschen, der Mensch mit Gott in Verbindung stehen. Deshalb braucht der Mensch aber auch andere Menschen, und andere Menschen brauchen ihn. Das ist das Geheimnis alles Christentums — das Geheimnis der Größe Goethes. Deshalb ist Goethe ein so großer Christ, weil er diese Macht des Ewig-Weiblichen, diese dämonische Allgewalt der

göttlichen Liebe gespürt hat, wie es nur die Größten getan haben.

Er sagt:

„Gott begegnet sich immer selbst; Gott im Menschen sich selbst wieder im Menschen. Daher keiner Ursache hat, sich gegen den Größten gering zu schätzen."

Wenn hier das Streben Gottes zum Menschen und der Verkehr der Menschen, oder besser gesagt, der göttlichen Menschen, — insofern sie Kraftzentren des Ewig-Weiblichen sind —, untereinander erwähnt wird, so redet Goethe ebenfalls von dem Sichsehnen der Menschen zu Gott.

„Nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, sondern eben, daß wir etwas verehren, das über uns ist; denn indem wir es verehren, heben wir uns zu ihm hinauf und legen durch unsere Anerkennung an den Tag, daß wir selbst das Höhere in uns tragen und wert sind, seines gleichen zu sein."

Nicht immer kommt Gott direkt zum Menschen, sondern auch oft indirekt, durch andere Menschen unmittelbar:

„Ein höherer Einfluß begünstigt die Standhaften, die Tätigen, die Verständigen, die Geregelten und Regelnden, die Menschlichen, die Frommen, und hier erscheint die moralische Weltordnung in ihrer schönsten Offenbarung, da, wo sie dem Guten, dem wacker Leidenden mittelbar zu Hilfe kommt."

Aber auch der Mensch allein ist nicht immer stark genug, um direkt mit Gott selbst zu verkehren.

Er muß mit Menschen, mit einem Geliebten oder auch einer Geliebten Gott finden und anbeten:

„Die heilige Liebe
Strebt zu der höchsten Frucht gleicher Gesinnung auf,
Gleicher Ansicht der Dinge, damit im harmonischen Anschau'n
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt."

Im Verkehr mit Menschen und in der Liebe zu ihnen, wird man selbst ein größerer Mensch, vereinigt mehr Göttliches in sich und kommt so näher zu Gott; in diesem Sinne schreibt Goethe:

„Je mehr du fühlst ein Mensch zu sein,
Desto ähnlicher bist du den Göttern."

Wenn in der Bibel offenbart wird: Gott ist die Liebe; und: Gott wird sein Alles in Allen, so muß auch das Leben als Beginn einer ewigen Entwickelung, als Anfang oder besser gesagt als Stufe der Ewigkeit, und das ist es nach Goethe, möglichst mit Liebe erfüllt sein, so schreibt der Dichter denn auch:

„Denn das Leben ist die Liebe."

Für den Menschen ist die Liebe also auch als höchste Stufe der Lebenserfüllung, gleichzeitig aber auch als höchstes Glück und schönste Seligkeit anzusehen. Selbst die leidende, weinende Liebe kennt noch ein Gefühl der Wonne:

„Trocknet nicht, trocknet nicht,
Tränen der ewigen Liebe!"

In der Liebe untereinander sollen die Menschen nächst der Liebe zu Gott ihre höchste Aufgabe sehen. Es ist ihnen auch eine Sehnsucht nach Liebe eingeboren und ein Durst nach Liebe eigentümlich.

Der Mensch allein ist nichts, das erlebt er tagtäglich von neuem, er muß unbedingt andere Menschen lieben. Das sagt und betont Goethe immer wieder:

„In raschen Jahren geht's wohl an,
So um und um, frei durch die Welt zu streifen;
Allein es kommt die böse Zeit heran,
Und sich als Hagestolz, allein zum Grab zu schleifen,
Das hat noch keinem wohlgetan."

Efeu und ein zärtlich Gemüt,
Heftet sich an und grünt und blüht;
Kann es weder Stein noch Mauer finden,
Es muß verdorren, es muß verschwinden.

„Liebe gibt der Liebe Kraft!"

„Unauflöslich muß die Ehe sein, denn sie bringt so vieles Glück, daß alles einzelne Unglück nicht zu rechnen ist."

„Ach, zwei liebende Herzen, sie sind wie zwei Magnetuhren: was in der einen sich regt, muß auch die andere mitbewegen, denn es ist nur eins, was in den beiden wirkt. Eine Kraft, die sie durchgeht."

„Der unruhigste Vagebund sehnt sich zuletzt wieder nach seinem Vaterland, und findet in seiner Hütte, an der Brust seiner Gattin, in dem Kreise seiner Kinder, in den Geschäften zu ihrer Erhaltung die Wonne, die er in der weiten Welt vergebens suchte."

„Im Busen eines Freundes wiederhallend,
Verliert sich nach und nach des Schmerzes Ton."

„Die Welt ist so leer, wenn man nur Berge, Flüsse und Städte darin denkt, aber hie und da jemanden zu wissen, der mit uns übereinstimmt, mit dem wir auch stillschweigend fortleben, das macht uns dieses Erdenrund erst zu einem bewohnten Garten.“

„Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis,
Wenn man ihn wohl zu pflegen weiß.“

Und das Leben als Liebe führt nun zum Glücke, zu einer Seligkeit auf Erden.

„Glücklich allein ist die Seele, die liebt.“

„Und doch, welch' Glück geliebt zu werden,
Und lieben, Götter, welch' ein Glück!“

Aus den beiden folgenden Versen, klingt schon durch das Seligkeitsgefühl der Liebe etwas hindurch wie Andacht, wie ein Gebet zum liebenden Vater:

„Oh Lieb, oh Liebe,
So golden schön,
Wie Morgenwolken,
Auf jenen Höh'n!“

Krone des Lebens
Glück ohne Ruh,
Liebe bist du!

Die göttlichen Wirkungen des Ewig-Weiblichen werden uns recht klar, menn wir in das Leben unseres Dichters hineinblicken. Immer wieder sehen wir, wie er sich auflebt und Kräfte sammelt im Verkehr mit Vielen und im herzlichen Bunde mit wenigen Freunden und Freundinnen. Seine Worte über sie

sind die Kennzeichen und Merkmale einer echten Freundschaft und einer aufrichtigen Liebe.

Er sagt von Schiller, mit dem zusammen er sich bildete und sich geistig empor hob, es wäre ihm eine Christus-Tendenz eingeboren gewesen, und von den Worten Schillers, die er zu einem Fräulein von Wurmb geäußert hat und die von dieser treulich aufgezeichnet worden sind: „Sie sind aufgenommen worden und haben genutzt; gerade wie im Evangelium:

„Es ging ein Säemann aus zu ernten."

Neben Schiller hatte Goethe auch noch einen bedeutenden Freund in Karl August. Der Herzog bestimmte ihn, das sagt Goethe selbst, immer zum Guten. Zu Eckermann äußerte der Dichter über seinen fürstlichen Freund sich in folgender Weise: „Seine tüchtige Natur reinigte sich bald und bildete sich bald zum besten, sodaß es eine Freude wurde mit ihm zu leben und zu wirken." Und ein andermal fügte er, nachdem er den Herzog gelobt hatte hinzu: „Es war in ihm viel Göttliches. Er hätte die ganze Menschheit beglücken mögen. Liebe aber erzeugt Liebe." — Auch bei Goethe, davon dürfen wir überzeugt sein, wird das Göttliche und Liebevolle des edlen Fürsten mancherlei edle Keime geweckt und herrliche Früchte des Geistes gezeitigt haben.

Über eine andere Freundschaft Goethes mit dem Kunsthistoriker Meyer berichtet der Sekretär unseres Christen: „Die beiden Alten hatten sich zuletzt so in einander verschmolzen, daß einer ohne den andern nicht leben konnte. Oft saßen sie stundenlang neben-

einander ohne ein Wort zu sprechen, schon von ihrem Beieinandersein befriedigt."

Goethe sagte 1823 von Meyer:

„Den Tod dieses Mannes wünschte ich nicht zu überleben." Als aber dann Goethe eher in das Grab sank, verlor auch Meyer, wie übrigens auch Zelter, allen Lebensmut und überlebte den Tod des Freundes nicht lange.

Ja, wer Goethe nur ein wenig kennt, der weiß, wie ernst er den Satz meint: „Der Kreis von edlen Menschen ist das Wertvollste alles dessen, was ich errungen habe.

In der geistigen Wechselwirkung, die zwischen Goethe und seinen Freunden bestand, war für ihn sicher das Erquickendste und Hinanziehendste die Spur des Ewig-Weiblichen, die diese Männer ausstrahlten, und die von diesen Edlen zu ihm hinüberflutete.

Aber mit noch volleren Zügen, mit noch größerer Seligkeit und Sehnsucht atmete er diesen göttlichen Hauch der Liebe aus den Seelen der Frauen, die Gott bestimmt hat zu lieben, und in der Liebe ihr Glück zu finden und ihren Selbstzweck zu suchen, trotz allen Dienens, allen Opferns ihrer selbst, trotz allen Leidens. In ihrem Kreise fand er einen noch verklärteren Platz unter der Sonne. Nicht das Weibliche suchte Goethe, wie manch' einer in seiner Torheit und seinem Unverständnis glaubt, er der Gottsucher lechzte wie selten ein Mensch nach dem Ewig-Weiblichen. Er suchte es letzten Endes doch nicht bei seinen Freunden, sondern bei seinen Freundinnen, denen diese Gabe der Gottheit den Adel eines wert-

vollen Menschen, einer vertieften Persönlichkeit, einer reinen und edlen Seele auf die Stirn geschrieben hatte. Sicherlich spricht aus dem Worte, daß er Julia v. Egloffstein zur Antwort gab, als sie den Greis nach seinem Befinden fragte:

„Es geht mir schlecht, denn ich bin weder verliebt, noch ist jemand in mich verliebt,"

keine Spaßhaftigkeit und kein Scherz, sondern tiefer Ernst und der schwere Schmerz jener tiefen ungeheilten Wunde, den der Tod seines Weibes Christiane in das liebebedürftige Herz gerissen hatte.

Es würde zu weit führen, wenn ich den Verkehr Goethes mit den Frauen in historischer Reihenfolge beleuchten wollte. Das verdürbe auch unser Bild. Vergegenwärtigen wir uns nur sein Verhältnis zu Charlotte v. Stein, zu der er sich fast 10 Jahre hindurch in Liebe neigte und deren Hand er bis zum Tode in Demut gebeugt festhielt, um bei ihr ein Herz und eine Liebe zu finden, die größer war als das eigene Herz und die eigene Liebe. Wenn wir Goethes Briefe an jene heißgeliebte Frau lesen, dann legen wohl die folgenden Beispiele ganz besonders deutlich Zeugnis ab, von dem christlichen Geiste, der dieses Verhältnis wundervoll verklärte und von der urgewaltigen Macht, die das Ewig-Weibliche auf den Großen ausübte.

Er schreibt:

im Jahre 1776.

„Also auch das Verhältnis, das reinste, schönste, wahrste, das ich außer meiner Schwester je zu einem Weibe gehabt habe, auch das zerstört!"

1777.

„Seit Sie fort sind, fühle ich erst, daß ich etwas besitze und daß mir etwas obliegt. Meine übrigen kleinen Leidenschaften, Zeitvertreibe und Mieseleien hingen sich nur so an den Faden der Liebe zu Ihnen an, der mich durch mein jetziges Leben durchziehen hilft."

1780.

„Wir wollen uns lieb und wert behalten, meine Beste, denn des Lumpigen ist zuviel auf dieser Welt und wenig zuverlässig."

1782.

„Liebste, was bin ich dir nicht schuldig! Wenn du mich nur neben andren duldest, so wäre ich dir doch mein ganzes Dasein zu widmen verbunden. Dann hätt' ich wohl ohne Dich je meinen Lieblingsirrtümern entsagen mögen? Könnt ich auch wohl die Welt so rein sehen, so glücklich mich drinne betragen, als seitdem ich nichts mehr drinne zu suchen habe?"

1784.

„Durch Dich habe ich einen Maßstab für alle Frauen, ja für alle Menschen, durch Deine Liebe einen Maßstab für alles Schicksal. Nicht daß sie mir die übrige Welt verdunkelt, sie macht mir die übrige Welt recht klar."

1785.

„Ich sehe wie wenig ich für mich bestehe und wie notwendig mir Dein Dasein bleibt, daß aus dem meinigen ein Ganzes werde."

Der Verkehr mit Frau von Stein bedeutet für Goethe Fortentwickelung, Fortkommen und Streben bis zum Zentrum, wie ich zu Beginn sagte, zur ewigen Liebe, zu Gott. Er bittet sie einmal: „Mache Du mich recht gut!“ So begegnet dem Dichter in dieser Frau das Ewig-Weibliche. Aus ihr heraus schlägt ihm das Gottesherz, die ewige Liebe selbst entgegen. Das ist der Höhepunkt, die Summa des Christentums Goethes. Als der Dichter sich 1831 mit Eckermann über die Stelle im „Faust“ unterhielt, die heißt:

„Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen,
Wer ewig strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen,“

da sagte er:

In diesen Worten ist der Schlüssel zu Faust's Rettung enthalten: in Faust selbst eine immer höhere und reinere Tätigkeit bis ans Ende, und von oben die ihm zu Hilfe kommende ewige Liebe. Es steht dies mit unserer religiösen Vorstellung durchaus in Harmonie, nach welcher wir nicht bloß durch eigene Kraft selig werden, sondern durch die hinzukommende göttliche Liebe.“

Hier hat die Steigerung des Christentums Goethes ihren höchsten Gipfel erreicht, wo er, der als Christ stark im Glauben und groß in der Nächstenliebe, schlicht, in christlicher Demut, zur letzten, tiefsten Form persönlichen Lebens hindurchdringt, wenn er aus dem Gefühle einer heißen Sehnsucht nach Erlösung heraus aus tiefster Seele bekennt:

„Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan!!!“

Ausgewählte Literatur.

Da der Verfasser an die Veröffentlichung der vorliegenden Studie anfangs nicht gedacht hat, so ist es ihm leider nicht möglich, ein vollständiges Literaturverzeichnis zu liefern, doch wird er trotzdem den wesentlichen Teil der benutzten Bücher bei der Erwähnung der folgenden nennen.

Goethes Werke, herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar von 1887 an (W).

I. Abteilung. Goethes Werke. 50 Bände.
II. Abteilung. Goethes naturwissenschaftliche Schriften.
III. Abteilung. Goethes Tagebücher.
IV. Abteilung. Goethes Briefe.

Ergänzung dazu:

W. v. Biedermann: Goethes Gespräche. 10 Bände.

A. Bielschowsky: Goethe, sein Leben und seine Werke. 1896—1904.

O. Harnack: Goethe in der Epoche seiner Vollendung. Leipzig 1901.

W. Bode: Goethes Lebenskunst.

K. Sell: Die Religon unserer Klassiker. Tübingen 1911.